

FORUM: THE CHRISTA WOLF CONTROVERSY

*Was bleibt*¹

Christiane Zehl Romero
Tufts University

Noch ehe Christa Wolfs *Was bleibt* im frühen Sommer 1990 in den Buchläden auflag, erschienen am 1. bzw. 2. Juni in der *Zeit* und in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*² scharfe Kritiken, die Buch und Autorin in den Mittelpunkt einer Debatte stellten, die im Westen Deutschlands bereits angelaufen war. Sie ging um die Mitverantwortung der Schriftsteller aus der DDR an ihrem Staat und um die Stellung, die sie in einem vereinten Deutschland einnehmen könnten. Über Angriff und Verteidigung wurde aber *Was bleibt* selbst häufig vergessen, zumal es viele Kritiker nur zum Anlaß genommen und offensichtlich nicht sehr genau gelesen hatten.

Daß Christa Wolf in der immer aktuellen, doch mit dem Ende der DDR wieder besonders brisant gewordenen Diskussion um das Verhältnis der deutschen Intellektuellen zur Macht einen wichtigen und exponierten Platz einnimmt, ist selbstverständlich, bedenkt man das Ansehen, das sich die Autorin seit den späten sechziger Jahren in Ost und West erworben hat. Dazu kommt noch, daß dieses Ansehen einer Frau galt, die "weibliches Schreiben" und den Eintritt der Frau in die Geschichte thematisiert hatte. Insofern es Christa Wolf gewagt hatte, Probleme der Politik, Geschichte und Moral aufzunehmen und zu fragen, was spezifisch Frauen zu deren Lösung beitragen könnten, steht auch der hinter dieser Fragestellung verborgene Anspruch--nämlich daß Frauen auf Grund ihrer über Jahrtausende anders verlaufenen Sozialisation Neues und Wertvolles einbringen könnten, sobald man ihnen Mitspracherecht gewährte--zumindest zur Debatte. Es geht also auch um das Selbstverständnis, den Anspruch und--möglicherweise--das Versagen einer Autorin, die versucht hatte, "als Frau Ich zu sagen," und der es gelungen war, daß man sie anhörte. Doch ehe man Christa Wolf und *Was bleibt* in den Mittelpunkt solcher weitreichenden, offen oder verdeckt geführten Auseinandersetzungen stellt, sollte man sie auch diesmal anhören und ihren Text selbst genauer lesen. Dazu will das Folgende einen kleinen Beitrag liefern.

Was bleibt ist nicht lang--etwa hundert groß gedruckte Seiten--und wird auf dem Titelblatt als Erzählung bezeichnet. Ein Ich, das, wie wir sofort annehmen, ein weibliches ist, das sich aber auch--als Ehefrau und Mutter--eindeutig als solches zu erkennen gibt, berichtet von einem Tag in seinem Leben. Es ist "März, kühl, grau" (7), das Jahr, so deuten verschiedene Bemerkungen im Text und die von der Autorin am Ende genannten Entstehungsdaten "Juni-Juli 1979/November 1989" an, 1979. Freilich, die zweite Zeitangabe, der Monat der Wende, gibt auch zu verstehen, daß jene Ereignisse ebenfalls in die Darstellung eingegangen sind.

Der Tag verspricht nichts Besonderes, "ich erwartete keinen Menschen und würde allein sein dürfen, das war die beste Aussicht" (11). Die Erzählerin geht einkaufen, erhält den unangekündigten, aber wohl nicht ganz ungewohnten Besuch eines jungen Mädchens, das schreibt, nachmittags sieht sie ihren

Mann, der nach einer Operation im Spital liegt, abends hat sie eine Lesung. Telefongespräche, u.a. mit einem Freund und ihren zwei Töchtern, Mahlzeiten, ein Mittagsschlaf und--wenig produktive--Wege an den Schreibtisch gehören zu diesem Alltag einer bekannten Schriftstellerin und Frau in mittleren Jahren. Biographie und Lebensumstände der Erzählerin gleichen, soweit wir sie kennen, denen der Autorin sehr offensichtlich.

Diese Art des Erzählens, autobiographisch und essayistisch, bei der ein nachdenkendes Ich Alltagsmomente registriert und daran weitschweifende Erinnerungen und Überlegungen anschließt, ist für Christa Wolf nicht neu. *Juninachmittag* (1965 entstanden und 1968 veröffentlicht) stellte einen ersten wichtigen, im Kontext der damaligen DDR Prosa äußerst innovativen Versuch dar, *Störfall* und *Sommerstück* sind spätere Beispiele. *Was bleibt* mit seinen zwei, zehn Jahre auseinanderliegenden Entstehungsdaten, dem der ursprünglichen Niederschrift und dem der Überarbeitung, bezeugt nicht nur die wachsende Bedeutung, die diese Form subjektiven Schreibens in Christa Wolfs Prosa einnimmt, sondern auch wie sehr sie mit zunehmender Verunsicherung und Beunruhigung verbunden ist.

In all diesen Texten steht im Vordergrund, was Anna Seghers das "gewöhnliche Leben" genannt hat,³ und zwar bei Wolf geschlechtsspezifisch als Alltag einer Frau. In keinem davon aber ist das "gewöhnliche" ein heiles Leben, das die Erzählerin vor Beunruhigung und Gefährdung schützen kann, so sehr sie auch die Idylle beschwören mag. Schon in *Juninachmittag* steckt Bedrohliches hinter und in der sommerlichen Gartenszene.

Das gilt besonders für *Was bleibt*, dessen Schubladenexistenz man von nun an wird mitdenken müssen, wenn man die danach entstandenen Arbeiten Wolfs liest. Der Text beginnt mit den alles andere als beruhigenden Worten "Nur keine Angst" und erzählt von einem zutiefst ge- und zerstörten Alltag. Das, wie sie selbst sehr genau weiß, "bevorzugte" (22) Leben der Erzählerin--sie genießt nicht nur materiellen Wohlstand, sondern auch ein Ansehen, das sie denken und hoffen, aber nie wirklich glauben läßt, daß "sie...es nicht wagen" werden--ist bis in die kleinsten Momente durch das "auffällige Vorhandensein" (29) von Überwachern bestimmt, die Tag und Nacht in Autos vor den Fenstern der Erzählerin sitzen, aber auch in ihre Wohnung eindringen, wenn niemand zu Hause ist. Die Erzählerin versteht nur zu gut, daß es "deren Auftrag...sein mußte, als das, was sie waren, ausgemacht zu werden und dadurch Wut, besser: Angst zu erzeugen, die bekanntlich manche Menschen zum Einlenken treibt, andere zu unüberlegten Handlungen, welche ihrerseits wieder als Indizienbeweis dienen konnten." Es ist ein "Teufelskreis" (21). Ein "bescheidwissender Bekannter" hat ihr gesagt, daß dies die "niederste Stufe der Observation" (29) sei, die "warnende" (29). Die unmittelbare Wirkung auf sie: "Die Unruhe. Die Schlaflosigkeit. Der Gewichtsverlust. Die Tabletten. Die Träume. Das ließe sich wohl schildern, doch wozu?" Die Erzählerin sagt selbst, was Rezensenten ihr vorwarfen, daß all das letztlich "banal" war. "Es gab ganz andere Ängste auf der Welt" (22). Gerade um diese Banalität und nicht um Außergewöhnliches an Gefahr und Angst geht es ihr aber, darum daß und wie sie lange mit der unwürdigen Tatsache einer Überwachung lebt. Nicht von ungefähr taucht in einer Episode, den Erinnerungen der Verkäuferin im "Spirituosen-Laden unter dem S-Bahnbogen" (35), ein Gestapoauto auf. Man hat die Episode als zu sehr an den Haaren herbeigezogen abgetan, die Parallele zur Nazizeit war der Autorin aber offensichtlich wichtig, weil es sich auch hier um alltäglich gewordenen, die Verkäuferin selbst nicht wirklich bedrohenden und doch ihr Handeln, d.h. Nichthandeln bestimmenden Terror ging.

An dem Tag, den die Erzählerin aufzuzeichnen beschließt, ist auch für sie die Überwachung bereits zum Alltag geworden und hat damit jede Möglichkeit, ein "gewöhnliches Leben" zu führen, verdorben. Nicht "wochenlang," wie es im Klappentext heißt-- und von vielen Rezensenten übernommen wurde--, sondern schon "mehr als zwei Jahre" wird die Erzählerin "von jenen jungen Herren da draußen" (23) beobachtet. Zunächst, "als es anfang, in den ersten kalten Novemberrächten" (19), wollte sie ihnen sogar "heißen Tee" (19) hinunterbringen und bedauert-- typisch für ihre Ambivalenz ihnen gegenüber--einerseits, daß sie es nicht getan hat, andererseits ihr "beschämendes Bedürfnis, mich mit allen Arten von Leuten gut zu stellen" (20).

Das Erscheinen der Überwacher war zu diesem Zeitpunkt nicht das einzige und keineswegs das erschütterndste Ereignis im Leben der Erzählerin. Ohne die Gründe dafür anzugeben, erinnert sie sich der "endlosen Gänge, die mich damals, vor mehr als zwei Jahren, durch diese Straßen getrieben hatten...in rasende[m], blanke[m] Schmerz.... Zeitlich fiel das ja mit dem Auftauchen der jungen Herren vor unserer Tür zusammen.... Während sie aus ihrem Untergrund auftauchten, sank ich in einen anderen hinab und fand mich auf unbekanntem Gelände.... Ich war in der Fremde" (32f.). Die Überwachung ist nicht Ursache des Schmerzes, scheint jedoch eng damit verbunden. Beides, so legen die Zeitangaben nahe, hat seinen Ursprung in der Biermannaffäre, in der Christa Wolf bekanntlich zu denjenigen gehörte, die Honecker in einem öffentlichen Schreiben hielten, die Ausbürgerung des Liedermachers zurückzunehmen. Konkrete Hinweise darauf kommen im Text nicht vor. Im Brief eines befreundeten Kulturfunktionärs an die Erzählerin fällt jedoch das Schlüsselwort "'seitdem'": Er werde ihr bei einer Einladung, die er ankündigt-- "auch in schwierigen Zeiten liebe er mich nicht fallen" -- "erzählen, wie es ihm 'seitdem'--das einzige Wort, das ihm unkontrolliert entschlüpft war--ergangen sei" (62f.).

Der "Schmerz" damals hat sich unter den Blicken der "jungen Herren"--Wolf gebraucht nie das Wort Staatssicherheit oder das Kürzel Stasi, wie sie auch nicht von Staat, Staatsmacht oder DDR spricht, sondern nur von "meiner Stadt" (35)--in "Trostlosigkeit" gewandelt. Indem die Gegenwart zu einer Serie von "wüsten Tagen" (9) wurde, die dem Ich Vergangenheit wie Zukunft raubten, droht sie, es zu vernichten. Die Worte "Was bleibt"--die nie mit einem Fragezeichen versehen sind, wohl, weil sie mehr meditativ denn als eine bestimmte, Antwort heischende Frage verstanden werden--und "Zukunft" ziehen sich leitmotivisch durch den Text. Der Entschluß der Erzählerin, sich "an einen dieser dem Untergang geweihten Tage [zu] klammern und ihn fest[zu]halten, egal, was ich zu fassen kriegen würde" (10), entspringt denn auch "panischer Angst," diese Zeit würde "unaufhaltbar im Strom des Vergessens abtreiben," weil sie jeder "dauerhaften Wegzehrung" entbehrte.

Die entscheidende Frage des Tages und der Jahre, für die er steht, lautet, "auf welche Weise aus dieser Gegenwart für uns und unsere Kinder eine lebbare Zukunft herauswachsen solle" (95). Nicht die Erzählerin stellt sie, sondern eine junge Frau nach ihrer Lesung. Die Antwort bleibt aus. Nur die Frage selbst und die darauf folgende Diskussion, in der "die entsetzliche Angewohnheit, für andere zu sprechen" wegfällt, und in der die Erzählerin zuhört, "wie ich in meinem Leben nicht oft zugehört hatte" (96), versprechen Zukunft, indem sie sich über die Gegenwart, die Spitzel im Saal, über Vorsicht und Mißtrauen hinwegsetzen.

An diesem Punkt--die Lesung kommt gegen Ende des Textes--läßt sich, wenn man will, ein Rechtfertigungsversuch der Autorin festmachen, allerdings nicht jener von Selbstmitleid und Opportunismus getragene, der ihr vielfach nachgesagt wurde. Die Erzählerin hat mit ihrer Lesung immerhin Frage und Diskussion ausgelöst und dadurch etwas beigetragen zu einer

möglichen Zukunft. Sie empfindet es auch--wie zunächst Christa Wolf selbst--als positiv, daß das Gespräch im Publikum über sie hinweggeht. Wie weit hinweg die DDR Bürger jedoch in Wirklichkeit gehen würden, das konnte und wollte sich die Autorin bei der Überarbeitung von *Was bleibt* im November noch nicht vorstellen.

Im Text selbst wird die Freude der Erzählerin über die Wirkung ihrer Lesung schnell getrübt, wenn sie hört, daß die--meist jungen--Leuten, die bei der mit "geladenen Teilnehmern" (89) gespickten Veranstaltung keinen Einlaß mehr gefunden hatten, von der Polizei auseinandergetrieben wurden. Nach Hause zurückgekehrt denkt sie: "Diesmal hatten sie mich aber beinahe gehabt. Diesmal haben sie, ob sie es nun darauf angelegt hatten oder nicht, den Punkt getroffen" (107). Es sind schwer verständliche Sätze. Beziehen sie sich darauf, daß die Lesung, wenn die jungen Leute nicht so friedlich gewesen wären, beinahe zu einem, wahrscheinlich von den "anderen" gewollten und provozierten Eklat geführt hätte, der der Erzählerin weitere Warnungen oder sogar Strafmaßnahmen eingetragen hätte? Eine der Strafmaßnahmen wäre Auftritts- und Veröffentlichungsverbot, ist das der "schwache Punkt," von dem die Erzählerin schon einmal gesprochen hat, den sie aber "nicht einmal in Gedanken" (70) benennen will? Es scheint so. Die Erzählerin will nicht ganz verstummen, weil sie meint, mit ihren Worten trotz allem etwas beizutragen für die Zukunft.

Der Text endet damit, daß sich die Erzählerin, die vom ersten Satz an immer wieder--auch dies ein Leitmotiv--von einer "anderen Sprache" geredet hatte, an den Schreibtisch setzt:

Eines Tages, dachte ich, werde ich sprechen können, ganz leicht und frei. Es ist noch zu früh, aber ist es nicht immer zu früh. Sollte ich mich nicht einfach hinsetzen an diesen Tisch, unter diese Lampe, das Papier zurechtrücken, den Stift nehmen und anfangen. Was bleibt. Was meiner Stadt zugrunde liegt und woran sie zugrunde geht. Daß es kein Unglück gibt außer dem, nicht zu leben. Und am Ende keine Verzweiflung außer der, nicht gelebt zu haben.

Hier spricht nicht nur die Christa Wolf des Jahres 1979, die ja das Aufgezeichnete in die Schublade legte. Die war sich, wie ihr kürzlich im *Spiegel* veröffentlichter Brief vom Juni desselben Jahres an den Schriftstellerverband klar macht, schmerzlich genug bewußt, daß sie keine "Sprache" hatte, in der sie über das, was vorging, zu ihren DDR Lesern reden konnte, etwas, worauf sie, wie es in dem Brief ausdrücklich heißt "großen Wert legen würde."⁴ Hier spricht auch die vom November 1989, die sich nun über diesen Sprachmangel und seine Folgen selbstkritisch zu verständigen sucht. In den einen Tag fließt das Wissen um viele andere ein, von der Ausbürgerung Biermanns über die Ausschließungen von sechs DDR Schriftstellern aus dem Schriftstellerverband im Juni 1979--weil sie sich mangels einer DDR-Öffentlichkeit an den Westen gewandt hatten--bis zur Wende 1989. Die "andere Sprache," die die Erzählerin "im Ohr, noch nicht auf der Zunge" (7) hat, scheint zunächst eine zu sein, in der sie innerhalb ihrer Gesellschaft ihre Erfahrungen benennen und die Konsequenzen daraus ziehen könnte. Das ist der Erzählerin von 1979 nicht möglich, die Hoffnung auf die "andere Sprache" erweist sich als ein weiteres Manöver der Selbstbeschwichtigung:

Keine Angst. Meine andere Sprache, dachte ich, weiter darauf aus, mich zu täuschen....würde gelassen das Sichtbare dem Unsichtbaren opfern; würde aufhören die Gegenstände durch ihr Aussehen zu beschreiben...und würde mehr und mehr, das unsichtbare Wesentliche aufscheinen lassen. Zupackend würde diese Sprache sein, soviel glaubte ich immerhin zu ahnen, schonend und liebevoll. Niemandem würde sie weh tun als mir selbst.

Mir dämmerte, warum ich über diese Zettel, über einzelne Sätze nicht hinauskam. Ich gab vor ihnen nachzuhängen. In Wirklichkeit dachte ich nichts (14f).

Was bleibt erscheint unter diesen Gesichtspunkten als die Geschichte eines Versagens. Die Einsicht der Erzählerin in die Verhältnisse, unter denen sie lebt, ist klar genug: "Aus einem Ort war die Stadt zu einem Nicht-Ort geworden, ohne Geschichte, ohne Vision, ohne Zauber, verdorben durch Gier, Macht und Gewalt. Zwischen Alpträumen und sinnlosen Tätigkeiten verbrachte sie ihre Zeit--wie jene Jungs in den Autos, die mehr und mehr meiner Stadt Sinnbild wurden" (35). Aus dieser Erkenntnis ergeben sich für die Erzählerin aber ebenfalls nur Alpträume und Unternehmungen, die ihr sinnlos erscheinen. Sie bricht ihre "Arbeitsmoral," "an der ich festhielt...auch weil sie imstande zu sein schien, Verfehlungen in anderen Moralsystemen auszugleichen" (27) und geht schon am Morgen einkaufen, da sie sich ohnehin nicht konzentrieren kann. Freunden und Bekannten muß sie als möglichen Spitzeln mißtrauen, Telefongespräche und Briefe sind in Code. "Für spontane Briefe war ich verdorben" (62). Sogar das Gespräch mit ihrem Mann im Spital wird durch die Fühllosigkeit, die sie erfaßt hat, gestört-- "was waren mir Mann, Kinder, Bruder und Schwestern, Größen gleicher Ordnung in einem System, das sich selbst genug war. Das blanke Grauen, ich hatte nicht gewußt, daß es sich durch Fühllosigkeit anzeigt" (80).

Dieses Grauen ist auch ein Grauen vor sich selbst. Die soeben zitierte Textstelle folgt der Episode vom Besuch des jungen Mädchens, das der Erzählerin ein Manuskript zum Lesen bringt. Sie ist ein alter ego der Erzählerin, aber eines, das sie nicht bereit war zu leben. "Mit diesem Mädchen trat etwas mir vom Ursprung her Verwandtes und zugleich ganz und gar Fremdes über meine Schwelle" (74). "Das Mädchen fragte nicht krämerisch: Was bleibt. Es fragte auch nicht danach, woran es sich erinnern würde, wenn es einst alt wäre" (79). Für seine Unbedingtheit war das Mädchen nicht nur vom Studium relegiert worden, sondern schließlich auch ins Gefängnis gekommen. Aber: "'Gefängnis' war das Wort, das unsere Verwandtschaft in Frage stellte" (75). In ihrem Bewußtsein von, ihrem Bemühen um Distanz läßt sich die Erzählerin nicht einmal die Adresse des Mädchens geben. "Keine Adresse. Das haben wir sauber hingekriegt" (79).

Das Ich der Erzählerin verschmilzt hier mit einem Wir, das auch sonst im Text Punkte signalisiert, an denen sie sich mit der gängigen Vorsicht, der gängigen Unfreundlichkeit und Selbstsucht identifiziert, ein Wir, zu dem das Ich noch genauso gehört, wie es sich auch nicht von der Macht "der anderen" (26) befreien kann, dem Sie, das die Bewacher repräsentieren. Bemerkungen wie "Sie schaffen es. Und wie sie es schaffen" verweisen immer wieder darauf.

Die Erzählerin setzt dem Wir und Sie auch ein Er gegenüber, "die bewußte Stimme" (56), den "Selbstzensor," der sie zu unbequemen Fragen veranlaßt und vor Selbstgefälligkeit bewahrt: "Denkst du, ich denke, daß ich das ganz Andere bin? Die Reinheit, Wahrheit, Freundlichkeit und Liebe?" (69), bekennt sie ihm gegenüber. Er plädiert dafür, daß sich die Erzählerin nicht "hart" macht, sondern "unnachgiebig, fest," das richtige "Gegenteil" von "hart" (70). Er scheint zu fordern, daß es notwendig, möglich und nützlich sei, in der gegenwärtigen Situation weiterzumachen, um doch vielleicht zu helfen. "Was denkst du übrigens, auf welche Weise und mit wessen Hilfe er von denen loskommen könnte" (59). Er verlangt jene "Traumtänzeri" deren ein Bekannter die Erzählerin beschuldigt und die ihr selbst nicht geheuer ist: "Auf dem Seil tanzen. Artisten, redete ich kummervoll in mir mit mir. Artisten wir alle" (59). Auch der "Selbstzensor," "die famose innere Stimme" (61) ist letztlich fragwürdig. Er beruft sich auf das "Ich selbst," das ihn

eingesetzt habe. Doch: "Wer war das. Welches der multiplen Wesen, aus denen 'ich selbst' mich zusammensetzte. Das, das sich kennen wollte? Das, das sich schonen wollte? Oder jenes dritte, das immer noch versucht war, nach derselben Pfeife zu tanzen wie die jungen Herren da draußen vor meiner Tür?" (57) Die Frage bleibt, wie so viele andere, offen. Das Ich ist ein gespaltenes, gestörtes.

Über ihren ambivalenten, Rechtfertigung und Selbstkritik verbindenden Text beginnt Christa Wolf den Versuch, sich zu verständigen über dieses gestörte Ich, über die widersprüchlichen, komplexen Gefühle und Motive, die ihr Dasein und Schreiben in den letzten zwölf Jahren DDR bestimmten, einer Wartezeit, einer verwünschten Zeit: "Noch mußte ich mit allen anderen in einer verlorenen Stadt leben, einer unerlösten, erbarmungslosen Stadt, versenkt auf den Grund von Nichtswürdigkeit" (35). Das Märchenmotiv legt nahe, die "andere Sprache," auf die die Erzählerin hofft, auch als eine Zauberformel zu deuten, die sie suchte, um sich und andere zu "erlösen." Es gelang ihr nicht, sie war keine Märchenheldin, hatte weder deren Unschuld noch deren Kraft. Und doch, so scheint sie mit der Episode der Lesung zu suggerieren, stießen die Worte, die sie fand, auf Widerhall, weil sie trotz allem nicht aufgehört hatte, zu versuchen, "hin und wieder die Grenzen des Sagbaren zu überschreiten, der Tatsache eingedenk, daß Grenzverletzungen aller Art geahndet werden" (22). Das "Sagbare" aber war für Christa Wolf immer auch das, was sie in der Gesellschaft, in der sie lebte, gegenüber ihren Lesern da aussprechen konnte. Sie war und blieb bis zuletzt in der "verlorenen Stadt"--"ich mit allen anderen," den Preis beschreibt sie in *Was bleibt*.

¹Alle Zitate im Text beziehen sich auf Christa Wolf, *Was bleibt* (Frankfurt am Main: Luchterhand, 1990).

²Ulrich Greiner, "Was bleibt. Bleibt was?" *Die Zeit*, Nr. 23 (1. Juni 1990); Frank Schirrmacher, "Dem Druck des härteren, strengeren Lebens standhalten," *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 127 (2. Juni 1990). In derselben Zeit Ausgabe erschien auch eine positive Rezension von Volker Hage: "Kunstvolle Prosa."

³Wolf beschäftigte sich in diesen Jahren intensiv mit Seghers und gab 1969 *Glauben an Irdisches. Essays aus vier Jahrzehnten* von Anna Seghers heraus.

⁴*Der Spiegel*. 52 (1990). 152f.

Von "Mutter Wolfen" zur "bösen" Wolf.

Oder: Die fremdgesteuerte Metamorphose einer Schriftstellerin im Jahr der deutschen Einheit

Therese Hörnigk
Akademie der Wissenschaften

Am 18. März 1989 feierte Christa Wolf ihren 60. Geburtstag. Keine der großen Zeitungen sowohl in der DDR als auch in der BRD ließ es sich nehmen, Werk und Person der Jubilarin hinreichend zu würdigen. In der Bundesrepublik wurde sie als Erzählende und zugleich als eine politisch handelnde Autorin von Weltrang politisch anerkannt, als eine, die das "Unvereinbare beider Tätigkeiten erfahren"¹ habe. Eine Westberliner Rezensentin schrieb emphatisch von "unsere[r]" Christa Wolf.² Sogar das *Neue Deutschland*, das sich nach dem Protest gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns seit 1976 in Sachen Christa Wolf eher bedeckt gehalten hatte, feierte sie als "Erzählerin und Essayistin von hohem Rang, als feinfühligste Kritikerin und Herausgeberin sowie engagierte und mutige Verfechterin einer Welt ohne Hochrüstung und menscheitsbedrohende Politik."³ An anderer Stelle wurde nicht versäumt zu erwähnen, daß Christa